

Rainer M. Schröder

# **Im Zeichen des Falken**

Roman



*In Liebe  
meinem Sohn Axel  
und meinem ersten Enkel  
Tobias Wiemer.*

*Möge euer Leben das  
Abenteuer eurer Wünsche sein.*

## **Erstes Buch:**

### **Tobias**

Februar 1830

#### **Auge in Auge!**

Der hohe, weitläufige Dachboden vom Landgut *Falkenhof* mit seinem Gewirr mächtiger Stützbalken und Querstreben aus eisenharten Eichenbalken lag in Dämmerlicht getaucht. Zu beiden Seiten des mannshohen Mittelganges standen unter den Dachschrägen alte, ausrangierte Schränke, klobige Seekisten und eisenbeschlagene Truhen. Sie enthielten allerlei Trödel vergangener Generationen und bargen wohl auch so manches Geheimnis. Im Zwielflicht waren sie nur als Silhouetten zu erkennen, und Tobias Heller wusste mehr, wo welche Truhe und welches wurmstichige Möbelstück stand, als dass er sie tatsächlich sehen konnte. Nur dort, wo die beiden Dachluken aufgeklappt waren, zeichnete sich das kalte, stählerne Blau des Winterhimmels mit fast blendender Helle ab. Der Staub, den Tobias und der Franzose aufgewirbelt hatten, tanzte hier im Sonnenlicht. Es fiel in Form von zwei breiten, scharfkantigen Lichtbalken schräg und genau parallel zueinander durch die rechteckigen Öffnungen im Dach. »*Allons!* Nur zu, *mon ami!*«, forderte ihn der Franzose auf, und sein hageres Gesicht mit dem bleistiftschmalen Schnurrbart, der wie ein schwarzer Kohlestrich rechts und links auf die Oberlippe gemalt schien, verzog sich spöttisch. Gleichzeitig machte er mit seinem Florett eine einladende Geste. Sie hatte fast etwas Geringschätziges an sich, da er den Arm tief sinken ließ und sich dadurch für einen gegnerischen Angriff scheinbar sträflichst entblöbte. Nur seine Augen, in denen kein Anzeichen von Spott und Leichtsinn zu finden war, verrieten, dass er sehr wohl wusste, was er tat und welches Risiko er einging.

»Nun zeig Maurice Fougot schon, wie gut du die Klinge zu führen verstehst, Tobi!«

Tobias ignorierte seine schmerzenden Muskeln, fasste das Florett fester und ließ ihn nicht aus den Augen. Sein Atem dampfte in der frischen Februarluft, die mit dem Licht des klaren Mittags durch die Dachluken strömte. Doch auf seiner Stirn stand der Schweiß dicht in feinen Perlen, und er schmeckte Salz auf den Lippen. Es war ein eigenartiger, ihm jedoch nicht unangenehmer Geschmack, denn es war nicht allein der Geschmack seines eigenen Schweißes und damit seiner körperlichen Anstrengung, sondern was er auf den Lippen schmeckte, war

seine ungeheure innere Erregung und Anspannung. Er hätte lügen müssen, um zu sagen, dass er diese nicht genoss.

»Na, worauf wartest du noch ...? Keine *courage* für einen Angriff ...? Wie lange willst du mich denn noch warten lassen, *mon petit* Tobi?« Der Franzose, der mehr als doppelt so alt war wie sein jugendlicher Gegner und diesem zweifellos auch an Kraft und Ausdauer überlegen, ließ seine Klinge spielerisch gegen die von Tobias wippen. Es war ein leichter Schlag, so wie man einem unartigen Kind einen warnenden Klaps versetzt, und damit in dieser Situation genauso von oben herab herausfordernd wie seine Worte. Und kaum hatten sich ihre Klingen flüchtig berührt, da wich er auch schon mit leichtfüßig tänzelnden Schritten zurück, näher an die geöffneten Dachluken heran – und damit in das helle Licht.

Tobias hasste es, wenn man seinen Namen verstümmelte und ihn wie ein kleines Kind Tobi nannte. Schon vor sechs Jahren, und zwar genau an seinem zehnten Geburtstag, hatte er sich das ausdrücklich verboten – von jedermann auf Gut *Falkenhof*. Es war sein einziger Wunsch gewesen, und sogar Agnes Kroll, die grauhaarige und wohlbeleibte Köchin und Haushälterin, hatte sich seitdem daran gehalten, obwohl es ihr anfangs doch sehr schwer gefallen war. Denn sie hatte ihn von Kindesbeinen an bemuttert und ihn so in ihr Herz geschlossen, wie sie es auch bei einem eigenen Kind, das ihr verwehrt geblieben war, nicht intensiver hätte tun können.

Ja, es machte ihn wütend, so gönnerhaft und gleichzeitig doch auch so herablassend behandelt zu werden. Ganz besonders von Maurice Fougot. Er hatte den Franzosen von Anfang an nicht leiden mögen. Aber er hielt seine Wut im Zaum, denn er wusste, dass ihn der Franzose mit wohl durchdachter Absicht so nannte. Er wollte ihn reizen und ihn zu einer unbedachten Handlung verleiten, um den Vorteil auf seiner Seite zu haben. Doch diesen Gefallen würde er ihm nicht tun. Auf diesen billigen Trick fiel er nicht mehr herein. Früher, ja, da hatte er seinem hitzigen Temperament in solch einem Moment blindlings nachgegeben und dann auch die Quittung dafür erhalten. Er hatte jedoch schnell gelernt sich zu beherrschen und in derart kritischen Situationen seinen Verstand die Entscheidungen fällen zu lassen. Denn so hitzköpfig er manchmal auch sein mochte, so gehörte er doch ganz gewiss nicht zu denjenigen, die einen schwerwiegenden Fehler zweimal begehen.

Es gab Situationen im Leben, da erhielt man keine Gelegenheit, eine falsche Entscheidung beim zweiten Mal wiedergutzumachen. Das hatte ihm sein Onkel Heinrich, dem das Gut *Falkenhof* eine knappe Kutschenstunde südwestlich von Mainz gehörte und der in seinen jungen Jahren viel von der Welt gesehen hatte, immer wieder eingebläut.

Auch sein Vater Siegbert Heller, der um fast zwanzig Jahre jüngere Bruder seines Onkels, der sein ganzes Leben der Erforschung unbekannter Länder gewidmet hatte, damit wieder einige der ›weißen‹ Flecken von den Landkarten verschwanden, die noch unerforschte Regionen kennzeichneten, auch sein Vater betonte immer wieder, wenn er von seinen gefährlichen Entdeckungsreisen in Afrika und Arabien berichtete, dass neben Erfahrung und Wissen in erster Linie Selbstkontrolle und ein scharfer Verstand die wichtigsten Eigenschaften waren, die ein Entdeckungsreisender brauchte, wollte er auch noch von dem berichten können, was er gesehen und erlebt hatte.

Tobias erinnerte sich noch sehr genau daran, wie sein Vater ihm einmal von einer gefährlichen Situation mit feindseligen Wüstennomaden der Sahara erzählt und ihm geschildert hatte, wie es ihm gelungen war, die Gefahr abzuwehren und schließlich sogar das Wohlwollen der Nomaden zu erringen. Damals, es war schon einige Jahre her, ihm aber dennoch so frisch in Erinnerung, als wäre es erst gestern gewesen, damals hatte sein Vater seinen Bericht mit den ihm unvergesslichen Worten beendet: »Ein Toter hat keine zweite Chance, mein Sohn. Deshalb musst du dir verdammt sicher sein, dass du das Richtige tust, wenn dein Leben und das deiner Begleiter auf dem Spiel steht.«

All dies fuhr Tobias wie ein einziger Gedanke, der jedoch mehr ein Gefühl war, durch den Kopf, während er dem Franzosen nachsetzte, die bernsteinfarbenen Augen voller Wachsamkeit und das Florett in der Sixt-Auslage haltend. Einige Strähnen seines sandbraunen Haares klebten ihm verschwitzt am Kopf. Sein schlanker, kräftiger Körper stand unter einer hohen Anspannung. Wie eine Klaviersaite, die bis an die Grenze ihrer Belastbarkeit gedehnt wird. Doch dieser Anspannung lag keine Nervosität oder gar Angst zugrunde. Im Gegenteil. Es war fast eine freudige Erregung, die von ihm Besitz ergriffen hatte. Er wusste, dass er dieses Gefecht zu seinen Gunsten entscheiden konnte, wenn er nur die Nerven bewahrte und sein Können im entscheidenden Moment richtig einsetzte.

›Lass dich nicht locken ...! Lass ihn kommen!‹, ermahnte er sich im Stillen. ›Verlier nicht den Kopf ...! Hab Geduld!‹

Tobias ahnte, was der Franzose im Schilde führte. Ja, er war sich sogar ganz sicher. Das Rückzugmanöver und dieses gegenseitige spielerische Klingenspiel täuschten ihn nicht. Der Franzose wollte ihn unter die offene Luke in das helle Lichtfeld locken. Ihm würde die Sonne dann in den Rücken scheinen, während sie ihn, Tobias, blenden und den Angriff zu spät erkennen lassen würde.

Das Gesicht des Franzosen, ja, seine ganze Haltung trug einen Ausdruck von spöttisch aufreizender Selbstsicherheit, die die Zwillingschwester des Leichtsinns war, wie Onkel Heinrich einmal gesagt hatte. Hier jedoch eines nur vorgetäuschten Leichtsinns!

Tobias sah dem Franzosen genau an, dass er im nächsten Moment einen Ausfall machen und den Angriff wagen würde, sowie er aus dem Schatten ins Licht vortrat. Möglich, dass er seinen Angriff mit einer Finte einleitete.

Nun gut, sollte er es doch versuchen! Er würde ihm schon die passende Antwort erteilen – mit seinem Florett!

Tobias rückte ein, zwei Schritte weiter vor, während die Klingen unablässig in Bewegung waren. Sie zuckten hin und her und schienen miteinander zu spielen, während sie sich in Wirklichkeit gegenseitig abtasteten und auf eine Gelegenheit zum blitzschnellen Vorstoß warteten. Der Franzose versuchte eine Flankonade, jedoch ohne ernsthafte Vehemenz und Schnelligkeit, wohl um ihn zu testen, und Tobias parierte den Flankenstoß betont schulmäßig und ohne Phantasie zu zeigen. Hell klirrte Stahl auf Stahl. Doch es war ein kaltes Klirren und ein kaltes Funkeln, wie auch der Himmel jenseits der Dachluken von einem kalten, harten Blau war.

Nur noch ein Schritt, und die Sonne würde ihm ins Auge stechen!

»*Mon dieu!* Ich sterbe bald vor Langweile! Ist das deine *idée* von männlichem Kampf? *Terrible!* Dein Vater würde sich deiner schämen, wüsste er, wie zögerlich du bist, Tobi! Ah, kein Wunder, warum er dich in der Obhut deines Onkels gelassen hat und ohne dich zu seiner neuen Expedition nach Ägypten aufgebrochen ist!«, höhnte Maurice Fougot und bewegte sich zentimeterweise rückwärts. Die blank polierte Glocke seines Floretts warf das Sonnenlicht funkelnd zurück.

Ohne sich dessen bewusst zu sein, fuhr sich Tobias mit der Zungenspitze über die Lippen, blieb ihm jedoch eine Erwiderung schuldig. Das Vibrieren seiner Klinge schien von seinem ganzen Körper aufgenommen und erwidert zu werden und durch seine Hand wieder in die Klinge zurückzufließen. Er war bereit! Mehr als bereit sogar!

*Gleich! Nur ruhig Blut!*

Der rechte Mundwinkel des Franzosen hob sich verächtlich und mit ihm der pechschwarze Kohlestrich auf der rechten Oberlippe. »Ich seh schon, es wird wohl noch einige Zeit dauern, bis du ein Mann bist und dich wie ein solcher zu benehmen weißt! Bis dahin passt wohl dieser Kameltreiber ... Wie war doch noch der Name deines Freundes und heidnischen Muselmanen ...? Ah ja, Sadik Talib, nicht wahr? Bis dahin passt er wohl auf dich auf und schützt dich vor den Widrigkeiten des Lebens, nicht wahr? Du solltest deinem Vater dankbar sein, dass er dir

seinen treuen Diener zurückgelassen hat. Das zeugt von großer Weitsicht, denn du brauchst ihn in der Tat. Weißt du was, du solltest besser mit Steckenpferdchen spielen, als zur Waffe eines Mannes zu greifen.«

»Verdammter Froschschenkelfresser!«, gab sich Tobias nun wutentbrannt, deutete einen Ausfallschritt an und befand sich für einen winzigen Augenblick im grellen Licht der Lukenöffnung.

Der Franzose fiel auf die Täuschung herein, weil er seinen Blick auf die gegnerische Klinge gerichtet hielt und nicht auf die Augen seines Gegenübers, der sie bei seiner Vorwärtsbewegung augenblicklich zusammengekniffen hatte. Er antwortete nun auf Tobias' scheinbar halberzigen Angriff mit einem *flèche*, einem Sturzangriff.

Doch Tobias stand in dem Moment schon nicht mehr im grellen Rechteck der Dachöffnung. Er hatte das Gewicht verlagert, kaum dass er mit dem Oberkörper nach vorn gekommen war, und stand längst wieder im Schatten des Dachstuhls über ihm, als der Franzose vorsprang und den Stoß ausführte.

Tobias parierte den Angriff mit einer blitzschnellen Drehung seines Handgelenkes. Diesmal war der Klang der aufeinandertreffenden Klingen nicht mehr spielerisch hell, sondern scharf und durchdringend, und das Florett des Franzosen fuhr an seiner Brust vorbei ins Leere.

Fast im selben Augenblick erfolgte Tobias' *riposte*, sein Gegenangriff. Sein Arm streckte sich – und brachte die Spitze mitten ins Ziel. »Getroffen!«, schoss es ihm im selben Augenblick durch den Kopf, als er den Widerstand spürte, der sich seiner Klinge entgegenstellte. »Du bist mir auf den Leim gegangen, Maurice Fougot ...! Ich habe dich erwischt ...! Es ist aus ...! Du bist geschlagen ...! Endgültig!«

### **Universalgelehrter und Geheimbündler**

Umgürtet von Wäldern, Wiesen und Weiden erhob sich Gut *Falkenhof* auf einer sanften Anhöhe. Es zählte nicht zu den herausragenden herrschaftlichen Landgütern des Großherzogtums Hessen-Darmstadt, doch auf seine Art war es schon beeindruckend. Es war als massives Geviert aus rostrottem Backstein erbaut, recht ungewöhnlich für diesen Landstrich. Zweigeschossig und wie eine kleine Festung ragte es auf. Der quadratische Innenhof war groß genug, dass ein halbwegs geschickter Kutscher auch ein klobiges Fuhrwerk mit einem Zweiergespann auf dem Platz wenden konnte.

Die beiden doppelflügeligen Tore, je eins im West- und im Ostflügel des Gevierts eingelassen, hatten die Baumeister so hoch und breit bemessen, dass ein hochbeladener Heuwagen ohne Schwierigkeiten durch die Rundbögen der Einfahrten fahren konnte. Die Tore waren aus Eichenbalken gezimmert, von denen ein jeder den Umfang eines kräftigen Männeroberschenkels hatte. Eisenbänder hielten sie zusammen. Zur Verzierung trug jede Torhälfte noch ein halbes Dutzend weitere Eisenbeschläge, die fast über die gesamte Breite des Flügels liefen und wie Lanzen mit kunstfertig geschmiedeten Spitzen aussahen. Von Weitem bot sich dem näherkommenden Betrachter das trügerische Bild eines Gitters aus Speeren, das den Torbögen zum *Falkenhof* versperrte.

Das Tor gen Osten ging auf einen Feldweg hinaus. Es trennte die Stallungen, die auf der linken Seite des Hofes lagen, von Scheune und Lagerschuppen auf der rechten. Im Ostflügel hatten sich früher, als das Gut noch richtig bewirtschaftet wurde, auch die armseligen Quartiere des Personals und der Landarbeiter befunden. Zum Westtor dagegen führte eine lange Allee alter Ulmen vom Wald her, hinter dem die Landstraße nach Mainz lag, die leichte Anhöhe herauf. In diesem Trakt des trutzigen Gevierts hatte schon immer die jeweilige Herrschaft der Adelsfamilie von Falken ihre Zimmer, die Bibliothek, Salons und Festräume gehabt. Jetzt wurden sie vom Universalgelehrten Heinrich Heller, von Sadik Talib, Tobias und dessen Vater bewohnt – sofern Letzterer auf *Falkenhof* weilte, was bei seinen oft mehrjährigen Forschungsreisen selten und dann auch nie für allzu lange Zeit der Fall war.

Den letzten Spross der Adelsfamilie, Major Bertram von Falken, Träger des Roten Adlerordens zweiter Klasse und Ritter des Eisernen Kreuzes, hatten die erdrückenden Schulden gezwungen, das Gut zu verkaufen. Mätressen und Kartenspiel hätten ihn in den Ruin getrieben, hieß es in Mainz und auf den umliegenden Gütern – nicht ohne Häme bei manchen.

Heinrich Heller hatte sich nicht darum gekümmert, weshalb der Major verkaufen wollte oder musste. Er hatte die Sache als das gesehen, was sie war, nämlich eine günstige Gelegenheit in einer ansonsten deprimierenden Lebenslage: *Falkenhof* war groß genug, sodass er endlich ausreichend Platz für seine vielfältigen Experimente und Studien hatte, lag abgeschieden und doch auch wieder nahe genug an Mainz, wo er aufgewachsen war und studiert hatte, und wurde zudem noch zu einem erschwinglichen Preis angeboten.

1819 war das gewesen. In jenem Jahr hatte er seine Professur der Philosophie und Naturwissenschaften in Gießen verloren und die Stadt quasi bei Nacht und Nebel verlassen müssen. Es hatte ihn betrübt, nicht aber überrascht. Ihn überraschte damals schon lange nichts mehr.

Männer wie er, die sich für die Menschenrechte, für die Einheit und Freiheit Deutschlands einsetzten und sich vehement gegen Zensur und Fürstenwillkür aussprachen, konnten kaum



mit dem Wohlwollen der Herrschenden rechnen. Nicht seit der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich – nach Napoleons vernichtender Niederlage bei Waterloo im Juni 1815 und seiner Verbannung nach St. Helena – in Europa das Heft in die Hand genommen hatte. Mit der ›Heiligen Allianz‹ der Fürsten und gekrönten Häupter Europas hatte Metternich eine Epoche der Restauration, des Rückschritts eingeleitet. Das angeblich gottgewollte Recht des Mächtigen auf Herrschaft war wieder zum obersten Prinzip erhoben worden. Und Hand in Hand war damit die Unterdrückung aller liberalen und republikanischen Ideen gegangen.

Die *Karlsbader Beschlüsse* vom 20. September 1819 versuchten, alle Forderungen nach Reformen und nach mehr Freiheit gleich im Keim zu ersticken: Die Burschenschaften, in der sich die studentische Opposition mit ihrem Wahlspruch »Ehre, Freiheit, Vaterland« formiert hatte, wurden ebenso verboten wie die Turnvereine, die ein anderes Sammelbecken republikanischer Anhänger waren.

Aber damit nicht genug des Rückschritts und der Freiheitsbeschneidung. Alle Universitäten erhielten staatliche Aufpasser, die Kuratoren. Ihre Aufgabe war es, nicht nur aufmüpfige Studenten zu überwachen, sie der Universität zu verweisen oder gar ihre Inhaftierung zu veranlassen, wenn sie sich politisch in Wort oder Schrift gegen das herrschende System ausgesprochen hatten – nein, ihre Bespitzelung galt hauptsächlich allen fortschrittlich denkenden Professoren. Sie waren einer besonders unerbittlichen Verfolgung von Metternichs Spionen ausgesetzt.

Des Weiteren mussten alle Druckschriften unter zwanzig Bögen zur Vorzensur eingereicht werden. Und in Mainz hatte man eine »Zentraluntersuchungskommission« eingesetzt. Eine eigenständige Behörde, deren alleinige Aufgabe darin bestand, angeblich revolutionäre Umtriebe, demagogische Verbindungen und Geheimbünde im Volk aufzudecken und diese sogenannten »Umstürzler« einzukerkern und mundtot zu machen. Ein blühendes Denunziantentum und eine politische Friedhofsstille waren die Folge gewesen.

Das System der Unterdrückung, der Argumentation mit Knüppel und Kerker, hatte Erfolg gebracht. Doch ob auch den gewünschten? Gewiss, die Flammen waren ausgetreten, nicht jedoch die Glut unter der Asche. Unter der scheinbar friedlichen Oberfläche gärte es noch immer in allen 39 Kleinstaaten des Deutschen Bundes. Vielleicht sogar mehr denn je!

»Elf Jahre ist das nun schon her, seit ich Gießen verlassen musste«, murmelte Heinrich Heller und rollte die kostbare Papyrusrolle mit den altägyptischen Hieroglyphen zusammen. Seit den frühen Morgenstunden hatte er sich mit ihrer Entzifferung beschäftigt. Doch nach dem Mittag hatte er sich nicht mehr so recht auf die Arbeit konzentrieren können. Immer wieder waren

seine Gedanken in die Vergangenheit seines eigenen, schon über sechzig Jahre währenden Lebens gewandert.

»Elf Jahre«, murmelte er erneut. »Wie rasch doch die Zeit vergeht!« Er schüttelte den Kopf und fuhr sich gedankenverloren über den eisgrauen Bart, der ein viel jünger scheinendes Gesicht umrahmte. Die Falten und Furchen, die das Alter hinterlassen hatte, unterstrichen zusammen mit der hohen Stirn und der fast kantigen Kinnpartie viel eher das ausdrucksstarke Gesicht des Gelehrten, der nie ein weltfremder Träumer gewesen war. Durch den Zwicker mit seinen runden, goldgefassten Gläsern auf der kurzen Nase bekam sein Gesicht jedoch auch seine lebensfrohe, heitere Note, wie sie auch seinem Wesen entsprach.

Im Gegensatz zu seinem viel jüngeren Bruder und auch zu seinem Neffen war er von kleiner, untersetzter Figur. Um die Leibesmitte herum hatte das gute Essen, das Agnes Kroll auf den Tisch des Hauses brachte und das er in reichhaltigen Portionen genoss, sichtbare Spuren in Form eines kleinen Bauches hinterlassen.

An diesem Februartag trug Heinrich Heller weite, schwarze Tuchhosen und über einem altmodischen Hemd mit gerüschter Brust eine smaragdgrüne Seidenweste mit gelbem Lilienmuster. Was seine Kleidung betraf, hatte der Herr Professor schon immer einen sehr eigenen, um nicht zu sagen eigentümlichen Geschmack an den Tag gelegt. Aber das war auch wirklich die einzige Marotte, die man ihm nachsagen konnte. Sonst hatte er nichts von einem exzentrischen Privatgelehrten an sich.

Exzentrisch war er nur in seiner Sucht nach universalem Wissen, die vor keinem scheinbar noch so unbedeutenden Objekt der Wissenschaft Halt machte. So beschäftigte er sich genauso intensiv mit der Chemie wie mit der Insektenkunde, und die noch junge Wissenschaft der Aeronautik faszinierte ihn nicht weniger als die Artenkunde der Muscheltiere. Über die Farbenlehre vermochte er so sachkundig zu dozieren wie über Astrologie, Mineralogie und die Anatomie des menschlichen Körpers. Seine Sammlungen und Experimentierstätten nahmen den ganzen Südflügel vom *Falkenhof* ein. Und seine Bibliothek umfasste mehrere Tausend, meist ledergebundene Bände. Dazu kamen noch zahlreiche handschriftliche Texte aus aller Herren Länder sowie kostbare Dokumente und Karten aus vergangenen Jahrhunderten, die allein ein Vermögen wert waren.

Die Experimentierstätten und die Bibliothek hätten so manch anderen Gelehrten vor Neid erblassen lassen, und er wusste auch, wie glücklich er sich seiner Mittel und Möglichkeiten schätzen durfte. Doch der liebste Ort auf Gut *Falkenhof* war ihm sein kleines Studierzimmer, in dem er auch die altägyptischen Schriftrollen aufbewahrte und zu entschlüsseln versuchte.

Es war ein holzgetäfelter, leicht zu überschauender Raum mit eingebauten Bücherwänden, zwei schlichten Glasschränken, die mit allerlei Papieren und merkwürdigen Dingen aus aller Welt vollgestopft waren, und mit einem alten Schreibtisch, auf dem immer ein heilloses Durcheinander von Notizen, Büchern und anderem zu herrschen schien. Eine chinesische Seidenmalerei an der Wand, zwei persische Teppiche auf dem dunklen Parkettboden, ein patinagrüner Kerzenkandelaber unter der stuckverzierten Decke und zwei schon leicht abgewetzte, dunkelgrüne Ledersessel mit einem zusammenklappbaren Beistelltischchen aus Kirschholz vor dem Kamin vervollständigten die Einrichtung.

Heinrich Heller war so in seine Gedanken versunken gewesen, dass er völlig vergessen hatte, Holz im Kamin nachzulegen. Ein kalter Windzug brachte ihm sein Versäumnis schnell zu Bewusstsein.

»Ah, das vermaledeite Feuer! Ist es mal wieder passiert! Ein Kohlebecken sollte ich mir an die Seite stellen! Es wird Zeit, dass der Frühling kommt«, redete er mit sich selbst, wie er es oft tat, legte die Papyrusrolle aus der Hand und ging zum Kamin. Dabei zog er das steife linke Bein ein wenig nach. Eine lebenslängliche Erinnerung an eine abenteuerliche Dschunkenreise über das Südchinesische Meer – und den Taifun, der den Mast wie einen Kienspan splintern ließ. Der stürzende Mast hatte seine Knie zerschmettert. Doch er hatte das Ziel, das er sich gesetzt hatte, erreicht – und war zurückgekommen, vor fast vierzig Jahren!

»Vierzig Jahre? Ich als junger, wissbegieriger Abenteurer auf einer Dschunke zwischen lauter Halsabschneidern? Das klingt nach einer Geschichte aus einem anderen Leben – und doch ist es ein und dasselbe«, murmelte er fast belustigt, während er mit dem Kamineisen in der Glut stocherte und dann trockene Scheite auflegte. Augenblicke später loderten Flammen aus der Glut und leckten gefräßig am Holz hoch.

Er blieb vor dem Feuer stehen und genoss die Wärme, die ihm entgegenschlug, und seine Gedanken wanderten wieder zurück. Nicht ins Südchinesische Meer, sondern nach Gießen.

Wenn er es recht betrachtete, konnte er überhaupt von Glück reden, dass er damals nur seine Professur und sonst nichts verloren hatte. Nur knapp war er einer Einkerkung entgangen. Doch mit seiner Lehrtätigkeit war es endgültig vorbei gewesen.

Anfangs hatte es ihn geschmerzt. Aber dann hatte er sich ohne Verbitterung damit abgefunden. Die völlige Freiheit von den Pflichten eines Professors, auch wenn sie nicht ganz freiwillig gewählt war, bot ihm doch die Möglichkeit, sich seinen vielen Interessengebieten ungestört und unbelastet von jedweden Ablenkungen widmen zu können.

Und so hatte er Gut *Falkenhof* erstanden und Gott mehr als einmal dafür gedankt, dass sein Vater sich nicht mit alt-ägyptischen Schriftzeichen und »weißen« Flecken auf der Landkarte

beschäftigt hatte, sondern ein nüchterner und vor allem geschäftstüchtiger Tuchfabrikant gewesen war. Ihm hatten er und sein jüngerer Bruder es zu verdanken, dass sie ihren ganz besonderen Leidenschaften nachgehen konnten, ohne sich um den täglichen Lebensunterhalt sorgen zu müssen. Ihr Vater hatte ihnen ein erhebliches Barvermögen hinterlassen sowie zwei immer noch recht einträgliche Tuchfabriken, eine in Mainz und eine in Frankfurt.

Die Flammen warfen ihren roten, unruhigen Schein auf sein Gesicht, und es schien, als würde sein eisgrauer Bart glühen. Während er so vor dem Kamin stand und in das auflodernde Feuer blickte, wurde sein Ausdruck ernst und sorgenvoll. Die Zukunft bereitete ihm Sorgen. In vielerlei Hinsicht.

Doch vor allem sorgte er sich um Tobias.